



Christian Meier

Athen

Ein Neubeginn
der Weltgeschichte

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe September 2012

Copyright © 1993 by Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: Bongé & Partner, Berlin
Karten: Peter Palm, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55193-6

www.pantheon-verlag.de

*pour comprendre
il faut aimer*

Inhalt

I.	Nadelöhr bei Salamis Oder: Der Aufbruch eines Kantons in die Weltpolitik	7
II.	Athens später Aufschwung	43
	1. Lage, Größe und frühe Bedeutungslosigkeit der Polis Athen	45
	2. Die »politische Schwäche« der archaischen Griechen	55
	3. Die Krise der archaischen Zeit	65
	4. Solons Reform	69
	5. Athen unter der Tyrannis	85
	6. Athens neue Macht	98
III.	Der Beginn des griechischen Sonderwegs Oder: Die politische Revolution der Weltgeschichte	108
	1. Die »Initialzündung«	109
	2. Herausbildung der Polisgesellschaft	128
	3. Kultur der archaischen Zeit	144
	4. Intellektuelle Vorbereitung auf die Isonomie	171
IV.	Neugründung der Polis unter Kleisthenes	182
V.	Athen angesichts der Persergefahr	219
VI.	Von der Rückkehr ins verwüstete Land bis zur Herstellung der Demokratie (479-461)	285
VII.	»Gewohnt, auch über das Maß ihrer Kräfte zu wagen« – Athens Geschichte um die Jahrhundertmitte	354

VIII. Das perikleische Athen	435
IX. Vom Vorabend des Peloponnesischen Krieges bis zum Nikiasfrieden	502
X. Die »Verblendung« und der lange Weg in den Zusammenbruch	589
Nachwort	684
Nachwort zur ersten Taschenbuchausgabe	692
Zur Neuauflage 2004	705
Zeittafel	706
Register	708

I. Nadelöhr bei Salamis Oder: Der Aufbruch eines Kantons in die Weltpolitik

Die halben Gemüter haben in solchen Zeiten die umgekehrte Ansicht ganzer Feldherrn. Sie glauben durch Verminderung der Streitkräfte den Schaden wiederherstellen zu können, durch Zersplitterung, durch einen Friedenstraktat mit den realen Bedürfnissen, während Themistokles, als Athen Verwüstung drohte, die Athener bewog, es vollends zu verlassen und zur See, auf einem anderen Elemente, ein neues Athen zu gründen.

KARL MARX

Wo sich im Principe (Machiavellis) ein ehrlicher Affekt verrät, ist es Haß und Verachtung für den Dilettanten, den Stümper des politischen Lebens, der eine Sache halb macht, mit halben Grausamkeiten und halben Tugenden.

CARL SCHMITT

IM SEPTEMBER 480 vollzog sich an den Küsten Attikas ein verzweifeltes, trauriges, doch auch imposantes Schauspiel. Ganz Athen begab sich auf die Flucht vor der heranrückenden persischen Armee; Männer, Frauen, Kinder, Sklaven – nur wenige, zumal Alte, Gebrechliche und einige Priester blieben zurück. Die Athener verließen die Gräber ihrer Vorfahren, die Heiligtümer, die Häuser, Felder, Plantagen und stellten sie dem Schutz ihrer Göttin anheim. Sie flohen in verschiedene Richtungen, nicht wenige über See. Pferde, Esel und Hunde mögen ihnen, bis sie die Häfen erreicht hatten, gedient haben; dann mußten vermutlich auch sie zurückbleiben. Denn es gab schwerlich genügend Schiffsraum, um auch nur die Menschen zu transportieren.

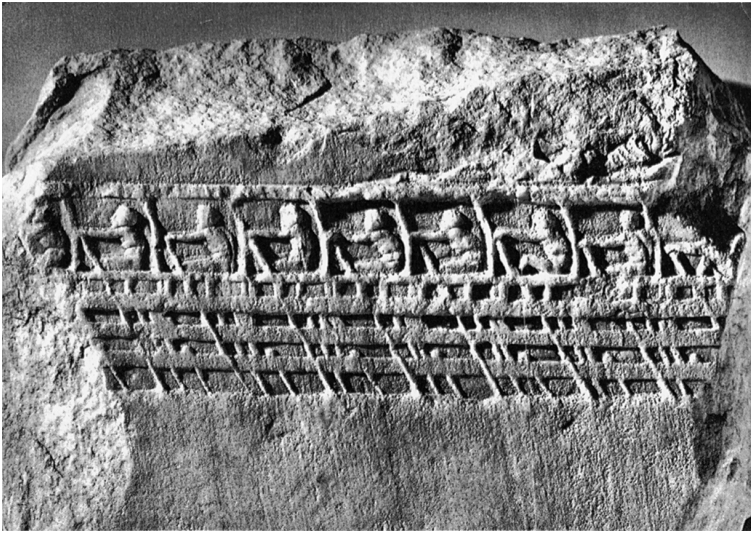
Indes nahm man die Götterbilder, zumindest das hölzerne der Stadtgöttin Athene mit; um es zu schützen, aber wohl auch um seines Beistands willen.

Die Kriegsschiffe waren so gebaut, daß sie kaum jemand außer der Besatzung aufnehmen konnten, sie hatten zudem anderes zu tun. Höchstens daß sie ein paar tausend Menschen nach Salamis mitnahmen. So war man vornehmlich auf Handelsschiffe, Fischkutter und alle möglichen andern Kähne angewiesen. Manche von ihnen werden die Strecke mehrfach durchmessen haben. Denn die Fahrt ging außer auf die vor Attika gelegene Insel Salamis nur nach Ägina sowie nach Troizen, drüben auf der Peloponnes.

Es war nicht das erste Mal bei den Griechen, daß eine ganze Bürgerschaft ihr Land verließ. Die Bürger von Phokaia und die von Teos in Kleinasien hatten es zum Beispiel zwei Generationen zuvor getan, auch sie, weil sie sich nicht den Persern unterwerfen wollten. Doch waren sie viel weniger zahlreich gewesen, Athen hingegen war mit Abstand die größte Bürgerschaft ganz Griechenlands. Sie waren zudem viel weltläufiger, die Phokaier zumindest hatten zahlreiche Kolonien gegründet und weite Handelsbeziehungen bis zu den Säulen des Herakles, der Meerenge von Gibraltar, unterhalten, während die Athener bis dahin Landratten gewesen waren; ihr Horizont war jedenfalls, aufs Ganze gesehen, eher beschränkt. Schließlich waren Phokaier und Teer aufgebrochen, um neue Städte zu gründen, wie die Griechen es schon so oft getan hatten; freilich sonst immer nur für Teile ihrer Bürgerschaften, wenn die Heimat zu eng geworden war.

Vielleicht hätten die Athener ihrerseits besser daran getan, sich im westlichen Mittelmeer neue Plätze zu suchen. Denn der Perserfeldzug richtete sich vor allem darauf, Rache an ihnen zu nehmen. Doch hatten sie sich anders entschlossen. Sie räumten Attika, und zwar um den Krieg gegen die Perser fortsetzen zu können, zusammen mit ihren griechischen Verbündeten und – indem sie diesen eine äußerst gewagte, hochrational und gegen alles Gewohnte kalkulierte Strategie aufzwingen wollten, die in dieser verzweifelten Lage allein Aussicht auf den Sieg bot.

Sie wollten alles auf eine Karte setzen. Ihre Flucht war Teil eines Abenteuers. Es war, wie sich später herausstellte, das Abenteuer nicht nur des Kriegs eines David gegen einen Goliath, sondern des fünften Jahrhunderts vor Christus überhaupt, des Jahrhunderts Athens, eines der kühnsten, unwahrscheinlichsten und folgenreichsten der Weltgeschichte.



Antike Ansicht einer Triäre (Fragment). Relief Lenormant. Athen, Akropolis-Museum.

Auch die andern Bürgerschaften nördlich der Peloponnes, die sich auf die griechische Seite geschlagen hatten, ergriffen die Flucht. Teils versteckten oder verschanzten sie sich im Gebirge, teils suchten sie die Peloponnes zu erreichen. Aber es ist nicht nur ein Unterschied, ob das einige Tausend oder ob Hunderttausend es machen, sondern es ist auch etwas anderes, ob man den Persern nur ausweicht – und sei es, damit die Männer weiter gegen sie kämpfen können –, oder ob man einen großen, kühn konzipierten Plan dabei verfolgt; ob die Flucht bewußter Einsatz in einem hochgewagten Spiel ist; ob eine Stadt in solcher Lage nur an sich oder auch an Griechenland denkt.

Die Athener schlugen damals einen Weg ein, der sie in der Folge sehr rasch und konsequent weit vom Überkommenen sich entfernen ließ und auf dem sie sich immer tiefer in die Affären verstrickten, die sich ergaben, sobald die Verhältnisse zwischen Ost und West einmal so sehr in Bewegung geraten waren. Naturgemäß hatten sie stets Naheliegendes im Sinn, in jenen Septembertagen von 480 nicht anders als in den folgenden Jahrzehnten. Nur daß es eigenartigerweise zuweilen höchst Unerhörtes war,

was sich ihnen nahelegte, und daß zwar die Aufgaben immer wieder vor ihren Füßen lagen, aber nicht unbedingt auch die Lösungen, zu denen sie dann fanden.

So strebten denn nicht nur die Kähne mit den Flüchtenden auf die Inseln sowie nach Troizen. Vielmehr legten auch die Schiffe der neugebauten attischen Kriegsflotte vom Piräus ab, um sich im schmalen Sund nördlich Salamis zu den Verbündeten zu gesellen. Es waren durchweg Triären; höchst raffiniert gebaute Schiffe eines schon früher entwickelten Typs, in dem die Ruderer in je drei Sitzreihen halb über-, halb nebeneinander angeordnet waren.

Wo die einen über den Verlust des Landes getrauert haben werden, von Ungewißheit und Angst benommen, müssen die andern unter den lauten Kommandos, mit den vielen im gleichen Takt einschlagenden Riemen mindestens den Eindruck der Entschlossenheit vermittelt haben; vielleicht auch eines verzweifelten Muts.

Neben einer der Triären schwamm ein Hund. Er gehörte Xanthippos aus dem großen, reichen Haus der Alkmeoniden, dem Vater des Perikles. Der war in der Verbannung gewesen, aber die Athener hatten ihm wie allen andern, die sie aus politischen Gründen des Landes verwiesen hatten, die Heimkehr gestattet. Bis Salamis sei der Hund gekommen, dann vor Erschöpfung tot umgesunken.

EINE RIESENSTREITMACHT war es, mit der die Perser zu Lande wie zur See nach Griechenland gezogen waren; in Kürze mußte sie da sein. Jahrelang hatte der neue Großkönig Xerxes den Feldzug vorbereitet, auf dem er ganz Griechenland seiner Herrschaft unterwerfen, besonders aber eben die Athener dafür bestrafen wollte, daß sie sich zwanzig Jahre zuvor, 500 vor Christus, an einem Aufstand jener Griechen beteiligt hatten, die an den Küsten Kleinasiens oder auf den Inseln davor wohnten und schon seit gut einer Generation den Persern unterworfen waren. Eine persische Strafexpedition war zehn Jahre zuvor fehlgeschlagen. Die Athener hatten die Perser bei Marathon besiegt (490). Jetzt sollten die Griechen sehen, mit wem sie es zu tun hatten. Xerxes wollte die ganze Überlegenheit seines Weltreichs aus-

spielen. Kein Risiko wollte er eingehen, es sollte ein todsicherer Feldzug werden.

Da Griechenland eng und obendrein arm war, hatte der Großkönig zur Sicherung des Nachschubs schon seit Jahren im Norden der Ägäis Magazine anlegen und füllen lassen. Um jedes Risiko für die Flotte zu vermeiden, hatte er während dreier Jahre durch die Landenge, die die Halbinsel Athos mit dem Festland verband, einen Kanal stechen lassen, so breit, daß ihn zwei Kriegsschiffe nebeneinander unter voller Benutzung ihrer Riemen passieren konnten. Das machte etwa 30, in der Länge gut 2200 Meter. Herodot, unser wichtigster Gewährsmann für diese Zeit, merkt an, daß das ambitiöse Unternehmen überflüssig gewesen sei, da man die Schiffe mit viel weniger Kraftaufwand über Land hätte ziehen können. Aber das wäre wohl nicht im Sinne des Großkönigs gewesen. Er wollte sich auch in der Landschaft verewigen. Überhaupt liebte er die imponierenden Demonstrationen der Macht und der Möglichkeiten seines Reichs.

Daher ließ er auch über den Hellespont zwei Schiffsbrücken bauen, zwischen Abydos und Sestos etwa, auf 360 und 340 Schiffen, mit weitgespannten, untereinander verflochtenen Tauen aus weißem Flachs und dem Bast der Papyros-Staude – schön soll das ausgesehen haben –, darauf unzählige Baumstämme vertäut, auf denen wiederum eine Lage Bretter angebracht wurde, dazu noch ein Geländer, damit die Pferde nicht scheuten. Den Griechen ist das seitdem stets als besondere Hybris erschienen; selbst das Meer dem Joch zu unterwerfen, das hieß, die Götter herausfordern.

Das persische Landheer hatte sich im Herbst 481 bei Sardes, drei Tagemärsche landeinwärts von Ephesos, gesammelt. Ein recht buntes, weit sich hinziehendes Feldlager muß es gewesen sein. Aus allen Teilen des Reichs, das sich immerhin von der Ägäis bis an den Indus und von Ägypten bis ans Kaspische Meer erstreckte, zogen die Aufgebote heran, vermutlich mehr als hunderttausend Mann. An der Küste wurde aus phönizischen und griechischen Schiffen die Flotte zusammengestellt. Über 1200 Schiffe. Die Kundschafter, die die Griechen ausgesandt hatten, wurden aufgegriffen, doch wollte Xerxes sie nicht bestrafen, denn sie kamen ihm ja gelegen. Er ließ sie also großzügig, vielleicht mit einigem Hohn, wieder laufen, damit sie zu Hause meldeten, welche Übermacht sich da zum Krieg bereitete.

Der Großkönig hatte ohnehin seine Schwierigkeiten damit, zu verstehen, wieso die paar Griechen auf der andern Seite der Ägäis auf den vermessenen Gedanken kamen, ihm Widerstand zu leisten; sie mußten von allen guten Geistern verlassen sein. Übrigens war es auch nur eine Minderheit der Griechenstädte, die sich zur Wehr setzte; mehrere Gemeinwesen hatten den vom Großkönig ausgeschickten Gesandten zum Zeichen der Unterwerfung schon Erde und Wasser gegeben. Und viele Poleis, die schwankten, taten es wohl nur zum Schein. Lediglich Sparta und Athen, dazu Spartas Bundesgenossen auf der Peloponnes und wenige Städte nördlich davon sowie auf den Inseln waren zum Kampf entschlossen. Zusammen etwa dreißig Gemeinwesen, die meisten von ihnen klein und unbedeutend. Wenn sie einige zehntausend Mann ins Feld schicken konnten, war es viel. Auch an Schiffen waren sie weit unterlegen.

Im Frühjahr 480 war die persische Streitmacht von Kleinasien aufgebrochen und hatte sich über die Dardanellen und Makedonien nach Griechenland gewälzt. Ein erster Plan der Griechen, im Norden Thessaliens einen Paß zu besetzen, war rasch fallengelassen worden. Man hatte statt dessen ein kleines Kontingent an den Engpaß der Thermopylen gesandt; flankierend dazu bezog der größte Teil der griechischen Flotte bei Artemision, an der Nordwestküste Euböas, Stellung. Dann hatte das persische Landheer die von den Spartanern unter Leonidas verteidigten Thermopylen umgangen und die letzten griechischen Truppen dort nach heftigem Kampf aufgerieben. Die Treffen der beiden Flotten waren wenigstens unentschieden ausgegangen, was sehr günstig war, denn das Kräfteverhältnis stand mindestens zwei zu eins zugunsten der Perser.

Die griechischen Schiffe waren nach der Niederlage zu Lande eiligst nach Süden aufgebrochen; die Verbündeten hielten unmittelbar auf den Sund zwischen Salamis und dem Festland zu, während das attische Geschwader zunächst Kurs auf den Piräus nahm. Die Männer mußten in aller Eile dafür sorgen, daß ihre Familien das Land verließen. Denn das hatten noch keineswegs alle getan.

OB MAN in Athen wirklich gemeint hatte, das Heer und die Flotte der Perser könnten vor Attika zum Stehen gebracht werden? Angeblich hatte es die Erwartung gegeben, die Spartaner und ihre Verbündeten von der Peloponnes würden nach Böotien ausrücken, um sich dort zur Schlacht zu stellen. Die jedoch waren fieberhaft dabei, über den Isthmos von Korinth einen Wall zu ziehen, hinter dem sie sich verteidigen wollten. Bei den Thermopylen hatte nur Zeit gewonnen, vielleicht für Wankelmütige nördlich der Peloponnes ein illusionäres Zeichen gesetzt werden sollen. In Wirklichkeit hatte man Attika längst aufgegeben. Die Athener mögen allerdings später für günstig gehalten haben, es so darzustellen, wie wenn sie davon überrascht worden wären.

Jedenfalls spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch sie schon vor der Schlacht bei den Thermopylen damit gerechnet hatten, das Land räumen zu müssen. Vermutlich hatten sie darüber bereits im Juni einen Beschluß gefaßt. Sie hatten gewiß auch Vorkehrungen getroffen. Man mußte mit Troizen und Ägina über die Aufnahme der so zahlreichen Flüchtlinge verhandeln, wird Verpflegung dorthin geschafft, sich auch zusätzliche Transportkapazität gesichert haben. Vorsichtige haben die Ihren, einige Wertgegenstände und das Vieh wohl rechtzeitig abtransportiert.

Zuständigkeiten, so sollte man denken, waren verteilt, Eventualitäten besprochen, manch alter Kahn auch wieder flottgemacht worden, denn es war ja nicht leicht, eine so große Bürgerschaft über See zu evakuieren. Doch das Gros scheint abgewartet zu haben; warum sollte man sich auch zu früh all den Mißlichkeiten des Aufenthalts in der Fremde aussetzen?

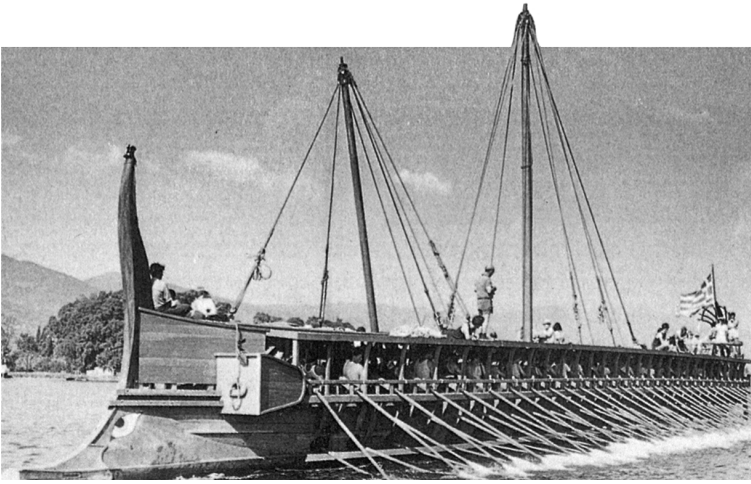
Während der langen Debatten darüber, was zu tun sei, hatte man sich nach einer Entscheidungshilfe umgesehen, und zwar beim Orakel in Delphi. Dort war schließlich der Rat ergangen, die Stadt hinter einer »Mauer aus Holz« zu verteidigen. Die einen – es waren zumal die Älteren – hatten es so gedeutet, als ob damit die Akropolis gemeint sei; die war nämlich von Dornenhecken umgeben. Andere hingegen fanden, der Spruch müsse auf die Flotte gehen, und diese Meinung hatte sich schließlich durchgesetzt, so daß die Räumung beschlossen wurde – und der Versuch, den Persern zur See zu begegnen.

Themistokles, der Sohn des Neokles, heißt es, habe den Beschluß beantragt. Ein damals gut vierzigjähriger, ganz außeror-

dentlicher Mann von scharf kalkulierender, kühn sich auf sich selbst verlassender, einsamer Intelligenz, rätselhafter Klarheit des Blicks und geradezu einer Leidenschaft der Vorausberechnung; kaum leicht sich erschließend. Aber er hatte die Athener vor drei Jahren (483) dazu gebracht, eine große Flotte zu bauen, wie es bei den Griechen im Mutterland noch keine gegeben hatte. Er muß ihnen auch zu verstehen gegeben haben, daß es eine Strategie gab, mit der man den Persern erfolgreich begegnen konnte. Es scheint etwas Unheimliches an ihm gewesen zu sein, das aber in der Not durchaus faszinieren konnte. Keineswegs alle ließen sich davon beeindruckt, wir haben vielmehr Anhaltspunkte dafür, daß er für viele Athener der bestgehaßte Politiker war. Doch die Mehrheit hatte ihm vertraut, am Ende vermutlich wie Ertrinkende dem Strohalm. Zunächst freilich war es nur darum gegangen, über einen Antrag abzustimmen.

Nun aber war es ernst geworden. Herolde verkündeten, jeder möge die Seinen retten, wie er nur könne. Die Flotte legte an, die Männer eilten, wo möglich, zu ihren Familien. Jetzt hieß es, Haus und Habe wirklich aufzugeben. Da mußte sich vieles sträuben. Was immer man – Themistokles folgend – kalkuliert haben mochte, sobald man sich der Konsequenz, die Anwesen, das Land zu räumen, gegenüber fand, sahen sich die Dinge anders an. Man pflegt ja doch, auch wenn man sich etwas Bedrohliches ausrechnet, stillschweigend anzunehmen, daß die Suppe nicht so heiß gegessen wird wie gekocht. Und zu allem andern – gab es überhaupt eine Aussicht, die Riesenstreitmacht der Perser zu besiegen? Sollte man nicht doch lieber dableiben oder gleich eine neue Heimat suchen? Was sollte das Wagnis einer Schlacht, wieso setzte man die unter solchen Mühen gebauten Schiffe, Athens letzte Hoffnung, auf ein, wie es jetzt scheinen mußte, doch recht ungewisses Spiel?

Es ist auch zu berücksichtigen, wie ungewohnt, wie unheimlich den damaligen Athenern der Gedanke an eine Seeschlacht sein mußte. Herkömmlich und ehrenhaft war der Kampf zu Lande, Schlachtreihe gegen Schlachtreihe, auf festem Boden, wie man 490 den Persern bei Marathon entgegengetreten war und sie mit Hilfe der Götter besiegt hatte. War es wirklich ausgemacht, daß die neue, noch gar nicht erprobte, beispiellose, nur vorausdenkend entworfene Strategie Erfolg versprach? Hatte man recht



Rekonstruktion der Triere, fertiggestellt 1987, auf den Namen Olympias getauft. Vorne der Rammsporn, deutlich sichtbar die drei Reihen der Riemen. Die mittlere Reihe der Ruderer sitzt halb seitlich, halb ober- respektive unterhalb der andern. So wurde viel Ruderkraft entfaltet, ohne daß das Schiff allzu lang geworden wäre. Die Triere mißt normalerweise 37 Meter (mit Rammsporn). Die Manövrierfähigkeit der Schiffe hing von der Exaktheit der Ruderbewegungen und die wiederum von den Befehlen der Maate ab. Ihre Stimmen – oder ihre Pfeifen – müssen sehr durchdringend gewesen sein, denn bei der Bewegung entstand viel Geräusch. In ruhiger Fahrt, bei günstigem Wind wurden die Segel aufgezogen. Die gleich hinter dem Bug angebrachten »Öhren« saßen auf einem Querbalken, in den beiderseits jene Balken verfußt waren, auf denen die Ruder der oberen Reihe bewegt wurden. Sie schützten sie im Fall des Aufpralls feindlicher Schiffe und dienten zugleich als Ankerbefestigung. Die Triere ragte keine 3 Meter über den Wasserspiegel hinaus, die Riemen der obersten Reihe waren etwa 4 Meter lang, der Tiefgang relativ gering.

getan, dem ungewöhnlichen Manne zu folgen, der in Athen alles auf den Kopf stellte? Der den Flottenbau geplant und ausgeführt und auf dessen Rat dann die Männer alle herangezogen worden waren, um wochen-, ja monatelang auf den Schiffen zu dienen, damit sie das Rudern, das Manövrieren lernten? Und nun sollten sich die Athener auf dem fremden Element zur Schlacht stellen.

Kaum auszudenken, was alles in solch einer Situation hochkam. Auf den Straßen, auf dem Markt gab es zu reden, zu besorgen, zu lamentieren genug. Themistokles und seine Strategie können keinen leichten Stand gehabt haben, was immer man den Männern, als sie im Piräus an Land gingen, eingeschärft hatte.

Eine kleine, uns zufällig überlieferte Szene, wirft ein Licht auf

jene Tage. Ein gut gewachsener junger Herr »von schöner Gestalt, volles gelocktes Haar auf dem Kopf«, habe damals Aufsehen erregt, indem er mit seinen Gefährten hochgemut durch das Töpferviertel, den Kerameikos über den Markt auf die Akropolis gezogen sei. Beim Tempel der Stadtgöttin Athene weihte er sein Zaumzeug, nahm einen der dort aufgehängten Beute-Schilde, verrichtete ein Gebet und stieg wieder herab, um sich geradewegs nach dem Piräus zu begeben.

Seine Demonstration war so bedeutsam, weil es sich um Kimon, den Sohn des Miltiades, des Siegers von Marathon handelte. Politisch war er bis dahin kaum hervorgetreten, bekannter war er schon durch sein leichtfertiges Leben. Aber sein Vater war beim letzten Perserzug, 490, der gewichtigste Verfechter der konventionellen Kampfweise gewesen, auf ihn und seinen Sieg konnte sich jetzt berufen, wem es unheimlich war, daß die ganze Stadt sich den Planken anvertrauen sollte. Kimons Zug auf die Akropolis war also ein grandioser symbolischer Akt: Miltiades' Sohn, Abkömmling einer der vornehmsten Familien der Stadt, zeigte, daß Marathon überholt war. Das Opfer des ritterlichen Zaumzeugs, der Tausch mit dem Schild des Schwerebewaffneten, des Bauernkriegers, die Wendung zu den Schiffen, auf denen es jetzt zu kämpfen galt – da waren die drei Waffengattungen der Griechen geradezu in eine geraffte Folge gebracht, zu deren letzter Stufe der Segen der Gottheit erfleht wurde. Ihr sollte nun gehören, was schön, aber im Moment nicht brauchbar war. Sie sollte dafür den Schild geben, mit dem Kimon zu Schiff kämpfen wollte. Denn der Seekrieg bestand nicht nur in den Manövern der Schiffe, sondern auch im Kampf zwischen Schwerebewaffneten (und Bogenschützen) auf den Decks.

Wir wissen, daß man Waffen damals nicht einfach als Instrumente verstand. Man verband bestimmte Typen von ihnen mit Völkern, aber auch mit Teilen der Gesellschaft. Man sah in ihnen Kennzeichen des Mannes, ja Stücke von ihm. Helm, Schild und Speer gehörten zum Griechen, wie unzählige Denkmäler uns lehren; oft genug stellen sie gar nackte Männer mit ihnen dar. Mit hin hat Kimon einen Wechsel sichtbar gemacht und bekräftigt, der sich nicht auf das Militärische beschränkte: Die ganze Bürgerschaft ging in einen andern Zustand über.

Noch bei Marathon hatten die Athener nur Hopliten ins Feld

geschickt, Männer, deren Vermögen sie instand setzte, sich mit der nötigen Rüstung zu equipieren; ganze 9 000 von gut 35 000 Bürgern. Daß man noch einige Sklaven dazunahm, änderte daran wenig. Kein Gedanke oder mindestens keine Möglichkeit offenbar, das Gros der ärmeren Bürger heranzuziehen.

Inzwischen aber war alles anders. 200 Schiffe waren zu bemannen, jedes vermutlich mit 170 Ruderern (das war zumindest später die Normalzahl). Dazu kamen Offiziere und Maate sowie einige Schwebewaffnete und Bogenschützen. Das machte pro Schiff etwa 200 Mann, zusammen also 40 000, mehr als Athen Bürger hatte (zumal ja auch nicht alle Männer voll wehrdienstfähig waren). So waren Nicht-Bürger mit anzuheuern, einige Schiffe gab man, wie wir hören, auch an andere Städte zur Bemannung. Jedenfalls hatten jetzt alle Athener, die Geringsten eingeschlossen, zu dienen. Auch die meisten der Schwebewaffneten, die etwas Besseres waren als das Gros, Männer von Rang, mußten an die Riemen, in die drückende Enge der dicht an dicht gruppierten Sitze im Bauch der Schiffe. Sie mußten sich »umschulen« lassen. Es kann ihnen nicht leichtgefallen sein, von gleich zu gleich neben den Geringsten zu sitzen. Statt Mann für Mann offen gegen den Feind zu kämpfen, hatte man nun unter Aufbietung aller Kräfte, mit dem Rücken nach vorn ein Fahrzeug zu bewegen. Die Ratio, der simple Nutzen mußte über wichtige, zentrale Gewohnheiten siegen. Es war ein Sieg der Athener über sich selbst.

Herodot hat später formuliert, Themistokles habe die Athener zu »Seemännern« (*thalássioi*) gemacht. In der Tat sollte sich bald herausstellen, daß die neue Waffengattung nicht so sehr Ergänzung der alten wie Alternative dazu war – und daß ihre starke Ausbildung das Wesen der Stadt ganz neu bestimmte.

Kimons Demonstration war vielleicht nur die eindrucklichste von vielen. Doch wie immer sich ihre Entschlossenheit äußerte, der Zeitdruck gab den Drängenden zusätzliches Gewicht. So waren die Athener schließlich zur Räumung von Stadt und Land bereit.

Selbst Athene war auf ihrer Seite. Ihre heilige Schlange schien nämlich auf einmal aus dem Gehege auf der Akropolis verschwunden zu sein: jedenfalls fand die Priesterin den Honigkuchen, den sie ihr wie üblich hingestellt hatte, unberührt. Auch die

Göttin fügte sich also, indem sie die Stadt verließ, dem Rat des Themistokles; vielleicht nicht ohne sein Zutun.

Schwierigkeiten gab es noch, als einige Männer nicht wieder auf die Ruderbänke zurückwollten, ohne im voraus ausreichende Löhnung zu erhalten. Sie brauchten das Geld für ihre Familien, welche jetzt ohne sie, ja fast ohne alles zu leben hatten. Da sollen die Mitglieder des Adelsrats den Tempelschatz genommen, vermutlich aus Eigenem zugeschossen haben, um zahlen zu können.

So gehorchte das Geschehen in Athen und Attika am Ende einer einzigen Vernunft. Von überall her war man auf dem Weg, kleine oder größere Gruppen, sie reihten sich zu immer länger werdenden Zügen zusammen. An den Schiffen mag es noch einmal zum Streit gekommen sein; falls nämlich dieser oder jener doch mehr mitnehmen wollte, als zugestanden war. Und es gab den Abschied von den Männern, die sich bei den Triären einzufinden hatten.

Ganze Teile der Stadt fuhren auf den Saronischen Golf hinaus. Hunderte von Schiffen, große und kleine, überladen mit Menschen, in schneller oder langsamer Fahrt, ungeordnet und melancholisch; keiner wußte, wie es weiterging. Das verzweifelte, traurige und doch auch imposante Schauspiel, das sich dem historischen Betrachter in seiner nachträglichen Vorstellung bietet, konnte keiner wahrnehmen, weil alle darin befangen waren.

Übrigens konnte man nicht nur die attische Kriegsflotte nach Salamis rudern sehen. Vielmehr begegnete den Flüchtenden auch ein alliirtes Geschwader von Süden, von Troizen her: Denn dort hatten sich weitere Schiffe gesammelt, die nun zu den andern stoßen sollten. Auch viele der Athener, die den Transport über den Golf bewerkstelligt hatten, mußten nachher in Eile nach Salamis übersetzen, um am Kampf teilzunehmen.

JE FOLGENREICHER ein Ereignis ist, je tiefer und endgültiger sich seine Konsequenzen in die Wirklichkeit eingraben, um so schwieriger wird es, sich vorzustellen, es könnte nicht stattgefunden (oder einen andern Ausgang gehabt) haben. Es geht dann von ihm leicht eine solche Suggestion aus, daß man es nicht nur für wahr, sondern auch für wahrscheinlich hält. So verliert es nachträglich seine Offenheit.

Nun haben die Griechen zwar bei Salamis noch nicht den Krieg gewonnen, aber es fiel dort dessen wichtigste Entscheidung. Und das Scheitern der persischen Invasion schuf die Voraussetzungen für die weitere Geschichte Griechenlands, für den Aufstieg Athens und für all das, was damit verbunden war.

Insofern ist Salamis aus der griechischen Geschichte nicht wegzudenken. Doch war der militärische Sieg über die Perser deswegen noch nicht wahrscheinlich, jedenfalls nicht nach den herkömmlichen Maßstäben. Und es ist sehr fraglich, ob damals wirklich viele Griechen ihn dafür hielten.

Als die delphische Priesterin die attische Gesandtschaft wahrnahm, jagte sie sie aus dem Heiligtum: »Bejammernswerte, was sitzt ihr noch hier? Flieht bis ans Ende der Welt...!« Es bedurfte einiger Diplomatie und vielleicht auch einiger Stücke Gold, bis die Gesandten dem Orakel jenen Spruch entlockten, der wenigstens die Möglichkeit eines Siegs hinter der »Mauer aus Holz« andeutete. Vielleicht hat man ihn gar erfunden, und das Orakel hat sich das nachträglich gefallen lassen?

Keine Frage, daß man unter den Griechen auch sonst weithin jeden Widerstand für zwecklos hielt. Selbst in Athen waren jene Politiker, die eine Verständigung mit dem Großkönig vermitteln wollten, zunächst auf viel Sympathie gestoßen. Themistokles scheint Jahre gebraucht zu haben, bis er sich durchsetzte. Und was immer Einzelne, Gruppen und Städte für Gründe hatten, sich den Persern zu unterwerfen, sie erhielten zusätzliches Gewicht durch die allem Anschein nach geringen Aussichten des Widerstands. Man wußte sehr wohl, über welche Macht der Großkönig verfügte und daß er sie einzusetzen willens war.

So wollten sich auch die Männer von Argos, von Achaia im Norden der Peloponnes, von Kreta sowie der mächtige Tyrann von Syrakus der griechischen Sache nicht anschließen. Zum Teil konnten sie sich dabei auf Orakel stützen. Die Männer von Kerkyra (Korfu) fanden einen besonders eleganten Ausweg: Sie entsandten ein Flottengeschwader, gaben dem Kommandeur aber die Weisung, nicht bis Salamis zu fahren, sondern in einiger Entfernung abzuwarten, um sich schließlich entweder zu den Persern zu schlagen oder aber den Griechen gegenüber damit herauszureden, daß Stürme die Fahrt behindert hätten.

Ob die Spartaner sich wirklich Chancen ausrechneten, die

Perser abzuwehren, ist fraglich. Allerdings waren sie es auch nicht gewohnt, sich vor einer drohenden Gefahr zu ducken. Allesamt waren sie vielmehr dazu erzogen, standzuhalten und eher zu fallen als zu weichen. Sie waren nur zu brechen, nicht zu biegen. Mit dem Schild oder auf dem Schild sollte der spartanische Krieger aus der Schlacht heimkehren. Er hatte allen Grund, das Urteil der Mitbürger mehr zu fürchten als die Feinde. Und da in dieser Haltung das ganze Gemeinwesen ruhte, blieb den Spartanern 480 nichts übrig als der Kampf. Außerdem hielten sie sich für unbesiegbar, und ihre Verbündeten auf der Peloponnes konnten, was immer sie sich dachten, kaum anders, als ihnen folgen.

Daß sich andere nördlich der Halbinsel zu ihnen schlugen, mag verschiedene Gründe gehabt haben. Etwa solche der Nachbarschaft: wo der Rivale sich den Persern unterwarf, neigte man eher dazu, die griechische Seite zu wählen. Oder der Innenpolitik: wo die breiten Schichten politische Mitsprache erlangt hatten, fürchteten sie, daß die Perser den Adligen oder einem Tyrannen wieder zur Macht verhülften. Doch kam der Wunsch, die eigene Unabhängigkeit und die des griechischen Landes westlich der Ägäis zu bewahren, dazu – und die Scham, sich als feige zu erweisen. Wo einige entschlossen waren, fiel es andern schwer, es nicht zu sein. In manchen Städten hatten diejenigen rasch gesiegt, die jedenfalls Widerstand leisten wollten. Sie hatten ihre Mitbürger hier und da festgelegt, indem sie durchsetzten, daß den persischen Gesandten, welche Erde und Wasser forderten, eine Absage erteilt wurde. Die Freiheit der Griechen wurde beschworen, »das gleiche Blut, die gleiche Sprache, die gemeinsamen Heiligtümer und Opfer, die gleiche Lebensweise«; was übrigens für die Griechen besonders starke Argumente waren.

Motive verschiedenster Art pflegen sich in solchen Fällen gern zu allgemeinen, hohen Zielsetzungen zu verketten. Das muß keineswegs, zumal angesichts solcher Bedrohung, unehrlich sein, keineswegs hohl klingen – auch wenn es wahr ist, daß sich manch besonderes, auch eigennütziges Motiv unter dem Dach des Allgemeinen zu verbergen liebt. Die Sache gewinnt dadurch an moralischer Kraft; wer sich ihr entzieht, wird zum Verräter.

Im Jahre 481 gründeten die zum Kampf bereiten, insgesamt etwa dreißig Städte, wohl in Sparta, eine Eidgenossenschaft. Alle Fehden und Feindschaften sollten beendet sein. Wer von den

Griechen sich den Persern ohne Not ergäbe, sollte verpflichtet werden, dem delphischen Orakel den Zehnten zu zahlen. So wollten sie auch Apollon für ihre Sache gewinnen.

Sie sandten die Kundschafter nach Sardes aus und wollten im folgenden Jahr am Isthmos von Korinth über die gemeinsame Strategie beraten. Im übrigen beschlossen sie, weitere Bundesgenossen zu werben, womit sie freilich keinen Erfolg hatten.

Im Gegenteil, es fielen sogar noch verschiedene Städte nachträglich zu den Persern ab, sobald sich erwies, daß die Front nördlich der Peloponnes nicht zu halten war. Hatten sie wirklich nicht gewußt, wie groß die Überlegenheit der Perser war? Oder hatten sie es sich nur in der allgemeinen Stimmung nicht anmerken lassen wollen?

Worauf aber mögen die, die dem Bündnis treu blieben, gerechnet haben? Oder wollten sie vielleicht nur nichts unversucht lassen? Zählten sie auf den Zufall, auf die Hilfe der Götter? Waren sie zu sehr im Gewohnten befangen, um die Gefahr, die auf sie zukam, recht einzuschätzen? Hielten sie sich gar alle zusammen für stark genug, den Persern zu begegnen? Einen Zusammenschluß von dreißig Städten zu gemeinsamer Abwehr einer äußeren Gefahr hatte es ja noch nie gegeben; man hatte auch keinen Anlaß dazu gehabt. Oder bauten sie auf die kühnen Kalkulationen des Themistokles?

Wir können nur feststellen, daß es offenbar eine Minderheit war, die sich wirklich dem Krieg stellen wollte. Auch in den Städten, die mitmachten, werden starke Gruppen dagegen gewesen sein. Als die Perser näher rückten, breitete sich sogar in Sparta Angst aus. Allem Anschein nach war sie berechtigt.

DAS EIGENTLICHE Problem liegt darin, daß und wie die Athener sich rüsteten und daß und wie sie bereit waren, alles auf eine Karte zu setzen. Heftige innere Auseinandersetzungen hatten dort um die Mitte der achtziger Jahre dazu geführt, daß einige Adlige in die Verbannung gehen mußten, teilweise weil sie im Verdacht standen, gute Beziehungen zu den Persern zu unterhalten.

Am Ende hatte die Richtung gesiegt, die Athens politische und militärische Macht stärker und selbstbewußter zur Geltung

zu bringen suchte. Themistokles war ihr Motor. 483 konnte der Flottenbau beginnen. Die Mittel dazu stammten aus Einnahmen, die die Athener dank der Erschließung neuer Adern in den Silberbergwerken von Laureion erzielten.

Mit dem Bau der Triären entschieden sich die Athener zum Kampf. Hätten sie nämlich eine Flucht ins westliche Mittelmeer ins Auge gefaßt, so hätten sie vor allem viele Transportschiffe auf Kiel legen müssen.

Der Flottenbau sodann stellte eine nahezu unglaubliche Leistung dar. Zwar hatte Themistokles schon vorher für einen Ausbau von Häfen am Piräus gesorgt. Doch fehlte es an Werften, an Schiffshäusern. Man mußte ungeheure Mengen Holz, aber auch Pech und Teer beischaffen. Es gab kaum genug Sachverständige für den komplizierten Triären-Bau und bei weitem nicht genug Handwerker. In größter Eile mußten also Menschen und Material von nah und fern zusammengebracht werden. Schiffbauholz mochte man aus dem Innern Attikas beziehen, doch war der Transport der großen Stämme über Land mühselig, und das Holz, das dort wuchs, war nicht gut. Das beste kam aus Makedonien, die dortigen Wälder scheinen auch näher zur Küste oder zu Flüssen gelegen zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das Gebiet nördlich der Ägäis bereits unter persischer Kontrolle stand. So haben wir die Wahl anzunehmen, daß die Perser nichts merkten oder daß man das Holz vorwiegend aus Italien holte; wenn nicht eben doch aus dem Innern Attikas, vielleicht auch aus Euböa.

Vermutlich hat Themistokles damals jene Steuerfreiheit beschließen lassen, mit der man Handwerker aus der Fremde herbeizulocken suchte. Vielerlei Helfer waren anzulernen, es gab unendlich viel zu arbeiten; an Schiffsrümpfen, Streben und Rudersitzen, Riemen, Takelagen, Aufbauten. Ein Wettlauf mit der Zeit hob an. Eine kaum vorstellbare Aufwendung von Organisation, Kunstfertigkeit, Kraft, Phantasie und Mitteln. Athen muß von regster Tätigkeit erfüllt gewesen sein. Was übrigens auch sein Gutes darin hatte, daß wenig Zeit zum Nachdenken blieb.

Weiterhin waren die Sachverständigen für Navigation, für die Ausbildung der Seeleute anzuwerben und heranzubilden. Die Taktik, auf die man setzte, erforderte hohes Können. Der Gegner

sollte ja vornehmlich durch geschicktes Manövrieren geschlagen werden. Eine halbe Generation zuvor, als sich die jonischen Griechen auf die entscheidende Seeschlacht gegen die Perser rüsteten, hatte sie Dionysios, der Befehlshaber der drei Schiffe, welche Phokaia stellte, überredet, daß sie um der zukünftigen Freiheit willen gegenwärtig aufs angestrengteste zu üben hätten. Er ließ zwei Reihen von Schiffen stets neu parallel zueinander in Kiellinie auslaufen, dann wenden und zwischeneinander durchfahren. So sollte ihnen das rasche Manövrieren, die genaue Einhaltung des Kurses, vermutlich auch das Beschleunigen zum Stoß mit dem Rammsporn eingeschliffen werden. Auch die Männer an Deck hatten die volle Rüstung zu tragen, und so ging es in der Hitze des Sommers, in der äußerst gedrängten Enge der Schiffe Tag für Tag – bis die Mannschaften sich dem am siebten Tag entzogen, weil es eine unzumutbare Knechtschaft sei. Die Schlacht ging verloren.

Die Athener scheinen eifriger bei der Sache gewesen zu sein. Sie müssen sich große Anstrengungen zugemutet haben. Von keiner andern Stadt hören wir, daß sie damals Kriegsschiffe gebaut hätte. In kleinem Rahmen mag es geschehen sein; für mehr werden sonst schon die Mittel, wird aber auch der rechtzeitige Entschluß gefehlt haben. So war es das Verdienst des Themistokles und seiner Mitbürger, daß sich die Machtverhältnisse zur See so weit veränderten, daß die Griechen wenigstens einige Aussicht hatten, es mit dem Feind aufzunehmen.

Daß die Athener sich aber so entschlossen auf den Krieg gegen die Perser festlegten, ergab sich einerseits aus der Gefahr, die ihnen drohte. Sie mußten fürchten, daß die Perser sie nicht nur unterwarfen, sondern ihre Stadt zerstörten, ja viele ihrer Bürger versklavten und verschleppten.

Vielleicht wäre das Gros der Athener trotzdem glimpflich davongekommen, wenn sie die Stadt rechtzeitig ausgeliefert hätten. Es hätten sich dafür am Perserhof wohl athenische Verbannte als Vermittler gefunden (denen an der Herrschaft über die Stadt gelegen war). Und der Großkönig mochte angesichts der Bedeutung Athens zu Zugeständnissen bereit sein. Andererseits konnten sich die Athener den Erwartungen der zum Widerstand entschlossenen Griechen am allerwenigsten entziehen. Denn obgleich die Absichten der Perser längst auf die Eroberung Griechenlands ziel-

ten, so war es doch Athen gewesen, das sie zuerst ins Land gezogen hatte. Daher wäre eine Kapitulation oder gar ein Übergang ins gegnerische Lager für die Stadt besonders schmachvoll gewesen, und eine Flucht genauso. Also versuchten sie, mit Ehre zu bestehen.

Doch nicht nur das, sondern es scheint in Athen auch sehr gut kalkuliert worden zu sein, und darin liegt das eigentliche, besonders schwer aufzulösende Rätsel. Denn es sieht so aus, wie wenn Themistokles den ganzen Krieg geradezu geplant, das heißt die Strategie des Feindes berechnet und die eigenen Pläne so darauf eingerichtet hätte, daß ein griechischer Sieg als möglich, ja vielleicht gar als wahrscheinlich erscheinen konnte; allem Anschein zum Trotz.

Der Spruch, den die Athener schließlich aus Delphi mitgebracht hatten, riet ihnen nicht nur zur Verteidigung hinter einer Mauer aus Holz, sondern er enthielt am Ende auch einen Hinweis auf Salamis: »Glückliches Salamis, du vertilgst die Kinder der Frauen, sei es zu Demeters Saat, sei es zur Zeit der Ernte«. Wie immer Themistokles dabei seine Hand im Spiel gehabt haben mag, dieses Orakel stellte in den Strategiediskussionen der ersten Monate von 480 ein wichtiges Argument dar. Und es ist ebenso deutlich, daß man, wenn es denn – wie wahrscheinlich – nicht möglich war, die Perser bei den Thermopylen zurückzuschlagen, versuchen mußte, ihre Flotte bei Salamis zu stellen.

Dies war der einzige Punkt, an dem sich ihre Überlegenheit nicht entfalten konnte. Die spätere Einsicht, daß gerade der Unterlegene, wenn er nur die besseren Schiffe hatte, Raum zum Operieren brauchte, galt hier nicht. Denn bei der haushohen Überlegenheit der Perser war damit zu rechnen, daß sie die griechische Flotte einkreisten, wie sie es schon bei Artemision versucht hatten. Zudem stand zu befürchten, daß manche der Verbündeten die Flucht ergriffen. Folglich mußte man alles tun, damit es im engen Sund von Salamis zum Kampf käme. Gelang es nicht, die Perser dort zu schlagen, so war auch der Wall über den Isthmos von Korinth nutzlos. Denn er war allzu leicht mit der Flotte zu umgehen.

Daher hatte Themistokles den Plan, den Persern bei Salamis zu begegnen, vermutlich schon von langer Hand gefaßt. Die Frage war nur, wie man sie bewegen konnte, dort die Schlacht an-

zunehmen. Aber auch da gab es ein Argument, das sich in den Kriegsplan einsetzen ließ: Sie konnten, solange die griechische Flotte dort stand, kaum größere Operationen an den Küsten der Peloponnes beginnen. Da sie aber auch nicht lange warten konnten, mußten sie zum Kampf drängen. Oder sie hätten die Griechen bei Salamis einschließen müssen; doch wäre es dann vermutlich dabei zur Schlacht gekommen.

TROTZDEM GAB es eine Schwierigkeit, und an der wäre der Plan fast gescheitert: Den Griechen wurde in der Enge von Salamis rasch unwohl zumute. Wenn die Perser die Ausgänge beiderseits der Insel sperren, saß die gesamte griechische Flotte in der Falle. Die Einnahme Attikas, der Brand der Akropolis, der ihr folgte, das Auftauchen der weit überlegenen persischen Seemacht, welche nur wenige Meilen entfernt bei Phaleron vor Anker ging, hatte etwas Deprimierendes. Einige Griechen-Schiffe machten sich sogleich davon. Aber auch den andern mußten ihre Sinne raten, den gefährlichen Platz zu verlassen; sie werden das je länger um so weniger verhehlt haben.

Was sollten strategische Argumente dagegen ausrichten? Die Vorräte waren begrenzt, und wenn die Griechen erst eingeschlossen waren, bestand keine Hoffnung auf Entsatz, da sich nur wenige griechische Kriegsschiffe außerhalb befanden. Ohnehin zog es die Männer von der Peloponnes nach Hause. Genau das, was der scharfen Planung des Themistokles als Gunst erschien, verstanden sie als Nachteil. So waren neben den Athenern nur die Männer von Megara und Ägina gewillt, bei Salamis auszuharren; ihr Land nämlich wäre den Persern bei einem Abzug der Flotte sogleich in die Hand gefallen.

Den Oberbefehl hatte der Spartaner Eurybiades. Die Athener hatten dareingewilligt, obwohl sie das Gros der Schiffe stellten. Denn ein Spartaner konnte am ehesten auf allgemeinen Respekt rechnen, und sie selbst weckten mit ihrem ungewöhnlichen Denken, ihrer beispiellos kühnen, so nervös erregten wie fordernden, anstrengenden Weise, die Dinge anzupacken, schon Unbehagen, wenn nicht Mißtrauen genug. Außerdem waren die Männer von Ägina (die ein großes Kontingent stellten) kurz zuvor noch mit Athen im Krieg gewesen. Da war voraussichtlich mehr zu

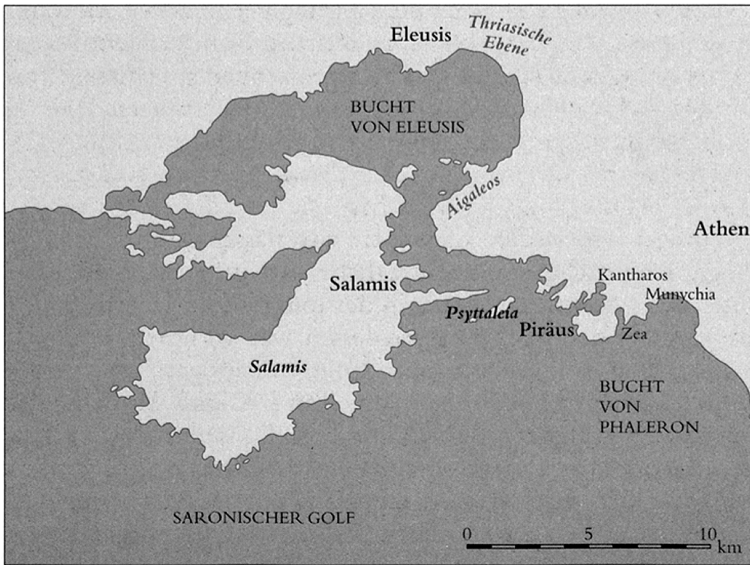
bewirken, wenn die Athener die Führung beeinflussten, als wenn sie sie innehatten. Bei einem spartanischen Kommandeur konnten sie wenigstens an Mut und Entschlossenheit appellieren; und Eurybiades ließ sich auch von Themistokles überzeugen. Freilich konnte er nicht gegen die Mehrheit im Kriegsrat befehlen.

Dort aber wurde mit der Zeit die Meinung immer stärker, man sollte zum Isthmos aufbrechen. Die Überlieferung über die Beratungen ist weder klar noch zuverlässig. Wahrscheinlich haben sich verschiedene nachträgliche Vorwürfe und Eifersüchte unter den griechischen Poleis in den mündlichen Erzählungen niedergeschlagen. Aber der Kern dessen, was wir hören, ist glaubwürdig: Es war ungeheuer aufreibend, beängstigend und erforderte, je länger es dauerte, ein Unmaß an Disziplin, Einsicht oder Vertrauen in die über alles herkömmliche Denken und Vorstellen hinausgehende Strategie, wenn man in der engen Bucht, weit vor den griechischen Linien und angesichts des nahen, überlegenen Feindes einfach liegen blieb. Denn das dauerte ja, entgegen Herodots Bericht, eine ganze Reihe von Tagen.

So gut Themistokles' Plan also war, er mußte mit der Zeit an Überzeugungskraft verlieren. Auch seine Drohung, die Athener würden, falls man Salamis preisgäbe, mitsamt ihren Familien davonfahren, um sich in Italien eine neue Stätte zu begründen, zog am Ende nicht mehr.

Man fragt sich, ob er die Möglichkeit, daß in der Flotte das Drängen auf Abfahrt übermächtig würde, wirklich nicht bedacht, also nur mit strategischer Einsicht und Gehorsam, nicht mit Menschensinnen gerechnet hat. Wie konnte er das unerhörte Risiko eines Kriegsplans eingehen, der die Griechen gleichsam mit dem Rücken zur Wand aufstellte, der alles auf eine Karte setzte? Die Antwort kann nur sein, daß er darin die einzige Chance für sie sah, und wohl auch, daß er diese Chance für recht gut hielt; wenn er vorausgesetzt haben sollte, was ihm so klar war, müsse es auch den andern sein, so ließe das aufs Gleiche hinaus.

Immer neu also hatte Themistokles seinen Plan vor den Flottenführern zu behaupten, welche ihrerseits in engem Kontakt mit ihren Mannschaften lebten. Herkömmlich gehörte es zur griechischen Kriegführung, daß sie relativ einfach und für jeden vergleichsweise gut zu beurteilen war. Wie sollte man da nicht meinen, man sehe, wie es stünde? Wie sollte man sich so schnell



Salamis

umgewöhnen? Nicht nur, daß man – anders als sonst – mit dem Rücken zum Feind kämpfen mußte, daß man auf den Schiffen zum Instrument einer Führung wurde, der man sich einfach anzuvertrauen hatte, vor allem verlangte die Strategie im ganzen vom Gros der Beteiligten zu viel Absehen von dem, was auf der Hand zu liegen schien. So hat schließlich eine Mehrheit im Kriegsrat beschlossen, den Platz bei Salamis zu räumen. Der ganze Plan wurde in den Wind geschlagen.

Themistokles hat sich aber, so hören wir, zu helfen gewußt, indem er insgeheim einen Boten zum Perserkönig sandte, der ihm die Lage genau so darstellen sollte, wie sie war: Die Griechen wollten in der nächsten Nacht davonfahren. Offensichtlich wollte er Xerxes bedeuten, daß damit die letzte Möglichkeit zu einem einzigen und dann wohl kriegsentscheidenden großen Seesieg zu verstreichen drohte. Hätte sich die Flotte erst zurückgezogen und aufgelöst, so blieb den Persern nichts übrig, als die verschiedenen Griechenstädte nacheinander zu erobern; das mußte langwierig und mühselig sein.

Diese List ist relativ gut bezeugt. Xerxes wird die Nachricht glaubwürdig gefunden haben, und das war sie ja auch. Vor allem paßte sie ihm. Denn es lag ihm dringend an einem raschen, möglichst spektakulären Sieg, und er zweifelte nicht daran, daß er ihn erringen würde. Der Großkönig und Themistokles teilten das Interesse an der Schlacht, nur daß sie eben mit verschiedenen Ausgängen rechneten.

Merkwürdig und schwer erklärbar ist allerdings, warum der Perser sich nicht darauf beschränkte, die Ausgänge des Sundes zu sperren. Er scheint es zwar bei der westlichen Durchfahrt zwischen Salamis und dem Festland getan zu haben, in die östliche aber ließ er seine Schiffe hineinrudern. Dies wäre wesentlich leichter zu erklären, wenn er nicht mit einer Flucht der Griechen gerechnet, sondern von sich aus die Schlacht im Sund gesucht hätte; die Zeit drängte ja. Er hatte seine Schiffe auch tags zuvor schon einmal in Schlachtordnung südlich der Insel auffahren lassen. Dann hätte Themistokles seine List nachträglich erfunden; was freilich nur möglich war, wenn sich die griechische Flotte in der Tat kurz vor dem Aufbruch befunden hat. Doch könnte die Erklärung einfach darin liegen, daß Xerxes in der Tat schon auf die Schlacht aus war und sie nun nur rascher, als eigentlich gewollt, herbeiführte.

Zu sonderlicher Vorsicht hat er wohl ohnehin nicht geneigt: Was sollten die Griechen schon gegen seine Macht wollen? Und war nicht der Sieg in offener Schlacht der beste?

In drei langen Reihen ruderte die persische Kriegsflotte also im Schutze der Nacht, freilich bei Vollmond, nach Nordwest, um dann nach Westen einzuschwenken, bis sie schließlich in voller Breite nach Süd oder Südwest beidrehen konnte. Das Manöver war schwierig und zeitraubend. Man mußte höchst diszipliniert, unter genauer Wahrung der Abstände fahren.

Die ganze Nacht über blieben die Seeleute an den Riemen; bei Morgengrauen sollten sie angreifen. Doch konnten sie die Griechen nicht überraschen. Denn die waren rechtzeitig gewarnt worden. Gegen Morgen stießen die Perser daher auf eine zur Schlacht bereite Flotte.

So hatte der rätselhafte Athener am Ende noch den Großkönig in seine Kalkulation einzusetzen vermocht. Womit er im griechischen Kriegsrat nicht mehr durchzudringen vermochte, das

erreichte er mit Hilfe des Feindes, wie immer es um seine List bestellt gewesen sein mag. Durch alle Zweifel hindurch, gegen allen Augenschein und alle Gewohnheiten bisherigen Denkens hielt er an seinem kühnen Plan fest. Keine Spur einer Bereitschaft zum Aufgeben. Im Gegenteil: mit unerhörter, einsamer Sicherheit scheint er jeden Schritt gegangen zu sein, der ihn seinem Ziel näherbrachte. Auf fast übermenschliche Weise behielt er die Nerven, bis Xerxes losschlug.

DER KAMPF wird sowohl bei Herodot wie in den, wenige Jahre nach dem Krieg aufgeführten, »Persern« des Aischylos geschildert. Ob die Griechen noch Zeit gefunden hatten, den Göttern zu opfern, wissen wir nicht. Eine Quelle berichtet zwar, Themistokles sei vom Kriegsvolk genötigt worden, drei vornehme persische Kriegsgefangene von großer Schönheit, Neffen des Königs, als Opfer darzubringen. Aber das könnte schon vorher geschehen sein. Die Perser sollen ihrerseits den schönsten unter den zuvor gefangenen Griechen geopfert haben. Angesichts eines so außerordentlichen Kampfes schienen beiden Seiten äußerste Mittel angezeigt.

Die Griechen hatten außerdem von Ägina und Salamis die Gebeine der dort verehrten mythischen Heroen herbeigeschafft, um sich ihres Beistands zu versichern. Die aus Ägina kamen unmittelbar vor der Schlacht an.

Als die Perser in den Sund einfuhren, hörten sie lautes Rufen. »Ihr Söhne der Griechen, auf, befreit das Vaterland, befreit die Kinder, die Frauen, die Sitze der angestammten Götter, die Gräber der Ahnen; um all dies geht jetzt der Kampf«, so faßt Aischylos die Mahnungen der Schiffsführer zusammen. Sie sprachen die Gebete, die Mannschaften gaben den Refrain dazu. Lauter Gesang wurde angestimmt, ein Paian zu Ehren der Götter. Von den Felsen, die den Sund umgaben, kam er als Echo zurück. Aischylos spricht auch vom Schall der Blasinstrumente. Wie die Angst begleitete die Musik den Aufbruch zur Schlacht. Dazwischen erklangen die Kommandos der Steuerleute und Bootsmaate.

Die Schiffe scheinen sichelförmig aufgefahren zu sein. Die Griechen hatten den Vorteil des frischen Angreifers, während die Gegner schon die Nacht über auf ihren Ruderbänken gesessen

und vor allem viel gewartet hatten. Angeblich soll ihren höher aufragenden Schiffen auch eine Brise zu schaffen gemacht haben.

Gleichwohl hat, als sich die persische Flotte unter Kriegsgeschrei ebenfalls in Bewegung setzte, ein Zögern unter den Griechen Platz gegriffen. Sie wollten sich schon zur Flucht wenden. Da aber sei das erste ihrer Schiffe in ein persisches gestoßen, und der entbrennende Kampf habe die andern in sich hineingezogen.

Zunächst griff der rechte Flügel der Griechen an, auf dem vor allem die Schiffe aus Ägina standen. Doch setzte sich die Schlacht rasch nach links hinüber fort. Der Großkönig hatte eigens einen Sitz am Berg oberhalb des Sundes eingenommen, um das Geschehen zu verfolgen. Keiner durfte es unter seinen Augen an Einsatz fehlen lassen. Wie sich die Schlacht weiter vollzog, wird nicht recht deutlich. Vielleicht kam den Griechen die Schwere ihrer Schiffe zustatten, vielleicht operierten sie auch einfach besser. Offenbar standen die persischen Schiffe viel zu eng; jedenfalls scheinen sie sich auf die Dauer gegenseitig behindert zu haben.

So sah die Königin Artemisia von Halikarnass, als sie in Bedrängnis geriet, keinen andern Weg, als ein verbündetes Schiff zu rammen. Es brachte ihr, nebenbei gesagt, doppeltes Glück, denn das attische Schiff, das sie verfolgte hatte, ließ von ihr ab, weil der Kommandant meinte, sie gehöre zur eigenen Flotte, während man in Xerxes' Stab glaubte, sie habe ein feindliches Schiff versenkt. Übrigens hatten die Athener eine hohe Belohnung für den ausgesetzt, der die Fürstin gefangennehme. »Denn sie hielten es für ungeheuerlich, daß eine Frau gegen Athen in den Krieg zöge« (Herodot). Es mag sie an den im Mythos überlieferten Angriff der Amazonen auf ihre Stadt erinnert haben. Xerxes nannte Artemisia den einzigen Mann in seiner Flotte. Sie selbst soll ihm erklärt haben, zur See seien die Perser den Griechen sowenig gewachsen wie Frauen den Männern. Da Herodot aus Halikarnass stammte, war er über die Königin vermutlich gut unterrichtet; und er verhehlt nicht, daß er sie bewundert. Aber Zahl und Inhalt seiner Nachrichten über sie spiegeln zugleich etwas von griechischer Männlichkeit und den Irritationen, denen sie angesichts dieser Königin ausgesetzt war.

In das auf persischer Seite sich entwickelnde Chaos fuhren die Griechen vergleichsweise geordnet hinein, trafen mit ihren

Rammspornen viele der feindlichen Schiffe, ihre Bewaffneten drangen auf deren Decks vor. Ein griechisches Kommando besetzte Psyttaleia, die kleine Insel am Ausgang des Sundes. Die Perser verloren unzählige Schiffe und große Teile ihrer Mannschaft, zumal viele nicht schwimmen konnten und die Griechen die Schiffbrüchigen zumeist gnadenlos erschlugen, im Wasser oder an der Küste der Insel.

Am Abend jenes nicht genauer datierbaren Septembertags hatte sich schließlich, was von der persischen Flotte noch übrig war, in die Bucht von Phaleron geflüchtet. Die Griechen waren zu erschöpft, um sie zu verfolgen. So kehrten sie gleichfalls an ihren Ausgangspunkt zurück, nur eben als Sieger.

Auf dem Wasser schwammen die Schiffstrümmer, Masten, Balken, Planken, Riemen, Fetzen der Takelagen, dazwischen kieloben viele Schiffsrümpfe – und die Toten. Das alles trieb hin und her, zum Teil aus der Bucht hinaus bis hinter Phaleron an der attischen Küste entlang; manch einer suchte sich noch zu retten. Die griechischen Verluste waren nicht so hoch wie die persischen, aber schmerzlich genug. Nach und nach wurde es wieder still. Die Schlacht hatte sich im »klugbeherrschten Getümmel vertobt«; so hat es wenigstens Hölderlin im Hyperion formuliert.

SEHR BALD danach verließ Xerxes mit einem Teil seines Gefolges Attika. Bald begab er sich nach Kleinasien zurück. Die Nachricht von seiner Niederlage mochte mancherorts zum Aufruhr reizen. In der Tat fielen nicht nur einige Städte im Norden Griechenlands ab, sondern es scheint auch, mindestens in Babylon, zu Unruhen gekommen zu sein.

Den kurzen Weg über die Ägäis wagte der Großkönig nicht zu nehmen, wohl aus Furcht vor den griechischen Schiffen. Und er hatte es auch deswegen eilig, weil er befürchtete, daß sie ihm am Hellespont den Landweg abschnitten.

Den größten Teil des Heeres ließ er zurück, der sollte im befreundeten Thessalien überwintern und im folgenden Sommer den Krieg von neuem aufnehmen. Die Griechen haben ihn dann bei Platäa (479) vernichtend geschlagen. Erst damit war Xerxes' Kriegszug endgültig gescheitert, übrigens vornehmlich aufgrund der Tapferkeit, überhaupt der kriegerischen Vorzüge der Sparta-

ner. Aber daß die Griechen sich den Persern 479 so geschlossen und in so großer Zahl entgegenstellten, wäre ohne den Sieg bei Salamis kaum möglich gewesen. Sonst wäre Xerxes' Armee ja schon im Herbst 480 auf die Peloponnes vorgedrungen (wohin sie schon unterwegs war), hätte vermutlich verschiedene Städte rasch eingenommen oder belagert. Was hätten die Griechen dann noch machen wollen? Grob gesagt, wenn sie die Schlacht bei Platäa verloren hätten, hätten sie in einer andern Schlacht siegen können. Salamis aber durften sie nicht verlieren, wenn sie denn die Perser abwehren wollten.

UNGEHEUERLICH MUTET das an, kaum glaublich, daß am Ende alles so auskam, wie Themistokles es geplant hatte. Und doch scheint es sich so herauszustellen. Seine Strategie war in gradezu unwahrscheinlichem Ausmaß richtig, und erstaunlicherweise hatte er es fertiggebracht, sie durchzusetzen. Ohne sie wäre vermutlich alle griechische Tapferkeit vergebens gewesen. Selbst wer mit guten Gründen zögert, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte hoch zu veranschlagen, muß hier ein Beispiel dafür sehen, daß es auch anders sein kann.

Thukydidēs hat Themistokles später attestiert, er habe zu meist, noch wenn die Dinge unsichtbar, unter jener Ungewißheit verborgen lagen, die sich über alles Zukünftige breitet, im voraus gewußt, was besser und was schlechter zu tun war. Neidlos haben auch die Spartaner anerkannt, wie sehr der Sieg bei Salamis einem neuen Faktor, eben der Planung und Findigkeit eines Mannes zuzuschreiben war: Sie verliehen diesmal nicht nur, wie üblich, einen Preis für Tapferkeit – der ging an ihren Oberbefehlshaber Eurybiades –, sondern zugleich einen für Klugheit an Themistokles. Es war jeweils ein Kranz aus Ölzweigen.

Übrigens veranstalteten die Feldherrn der griechischen Städte eine Abstimmung darüber, wem der Preis des Sieges gebühre. Aufs intimste vertraut mit allen Subtilitäten von Ehrgeiz und Neid, wie die Griechen es waren, zugleich Meister in der institutionellen Bewältigung solcher Probleme, richteten sie es so ein, daß jeder zwei Stimmen bekam. Da konnten sie sich alle an erster Stelle nennen. Da sie aber die zweite Stimme einem anderen geben mußten, fiel die Mehrheit dann doch demjenigen zu, der

wirklich den Preis verdiente. Weil allerdings viele, wenn Herodot es uns richtig berichtet, dieses Ergebnis nicht anerkennen wollten, fuhren sie uneins auseinander.

SELTEN IN der Geschichte, so könnte man feststellen, hat in einer Schlacht so viel auf dem Spiel gestanden. Die Enge von Salamis bildete gleichsam ein Nadelöhr, durch das die Weltgeschichte hindurch mußte, wenn in ihr statt großer, monarchisch regierter Reiche jenes eigenartige, vom Osten her exotisch anmutende Volk eine entscheidende Rolle spielen sollte, das in lauter kleinen selbständigen Städten, fast überall ohne Monarchen und vielfach schon bei weitgehender politischer Mitsprache breiter Schichten lebte. So hat John Stuart Mill behauptet, Marathon sei für die englische Geschichte wichtiger gewesen als die Schlacht bei Hastings. Von Salamis gälte es in weit höherem Sinn.

Allerdings ist kaum abzuschätzen, was bei einem Verlust der Schlacht und des Krieges durch die Griechen geschehen wäre. Modernes Geschichtsverständnis denkt ohnehin lieber in Prozessen. Es tut sich schwer damit, anzuerkennen, daß Ereignisse stark genug sind, um große, breite Prozesse wie den der Ausbildung einer Kultur abzublocken.

Dies freilich sollte auch nicht behauptet werden. Natürlich wäre bei einem Verlust des Krieges die griechische Geschichte nicht zu Ende gewesen. Anaximander, Heraklit und der große Gelehrte Hekataios hatten ihre Philosophie und Wissenschaft schon zuvor in den kleinasiatischen Griechenstädten unter persischer Herrschaft betrieben. Und so hatten Kunst und Architektur unter ihr geblüht. Die Perser waren durchaus tolerant, vermochten auch, erweiterte Oligarchien hinzunehmen. Und die Städte im griechischen Westen, von Syrakus bis Marseille, wären gewiß von ihrer Herrschaft freigebieben.

Die Frage ist nur, ob die griechische Kultur ohne den Sieg bei Salamis in jene Richtung sich fortgebildet hätte, die sie dann genommen hat. Ob es zur Demokratie gekommen wäre (was ohne Athens Seeherrschaft schwer denkbar ist), ob all die ungeheuerlichen Erschütterungen eingetreten wären, die Athen durch den inneren Umsturz und die alle herkömmlichen Horizonte sprengende äußere Erfolgsgeschichte erfuhr, anders gesagt: ob all die

Herausforderungen sich eingestellt hätten, dank welcher etwa die Geschichtsschreibung entstand, auf welche hin vor allem Politik, Tragödie, Sophistik, klassische Kunst und Architektur zu dem wurden, was sie dann geworden sind; auf die schließlich Sokrates und die platonische Philosophie antworteten. Ob also all die Antriebe zu einer so erstaunlichen Rationalisierung entstanden wären, ob jene völlig neuen Notwendigkeiten und Dimensionen sich aufgetan hätten, die die griechische Kultur in der Folge bestimmten.

So wie die Dinge liefen, ist dies alles jedenfalls aufs stärkste von der Dynamik dieser Stadt bestimmt worden; von ihren so sehr sich überstürzenden Veränderungen, ihren Entdeckungen und Erfahrungen, ihren Erfolgen, Infragestellungen und Leiden; kurz: von all dem, was in ihr, von ihr und auf sie hin, allen Regeln der Geschichte spottend, im fünften Jahrhundert geschah. Es lief außerordentlich »ereignisnah«, das heißt in dichtester Beziehung zum Politischen, in dem sich damals alles Leben konzentrierte. Und eben damit erlangte die griechische Kultur nicht nur ein ganz neues Tempo, sondern auch die Chance, ihre Potenzen ganz anders, viel umfassender, viel ausgiebiger zu entwickeln.

Für uns sieht es so aus, wie wenn sich in den Jahrhunderten der archaischen und klassischen Geschichte eins aus dem andern ergeben hätte. Aber richtig ist daran zunächst nur, daß das Spätere an das Frühere anknüpfte. Deswegen muß das Frühere noch nicht das Spätere einfach hervorgebracht haben. Jedenfalls spricht vieles dafür, in dem, was in Athen und von ihm und auf es hin im fünften Jahrhundert geschah, nicht nur eine ganz neue Stufe, sondern auch einen neuen, keineswegs zwangsläufigen Anfang zu sehen. Wenn die Griechen das Römische Reich und die christliche Theologie, das Mittelalter wie die Neuzeit direkt und vor allem indirekt so ungemein nachhaltig beeinflussen konnten, so war dies insbesondere die Nachwirkung des Athens dieser Jahrzehnte.

Solche »kontrafaktischen« Überlegungen sind notwendig hypothetisch. Je weiter sie über begrenzte Zeiträume hinausreichen, um so mehr wäre zu beherzigen, daß gerade weil die Griechen damals bestimmte Dinge hervorbrachten, andere später davon abgehalten worden sein könnten, es mutatis mutandis in anderen Situationen zu tun: Es war dann ja jeweils schon da und mußte

nur rezipiert werden. Insofern hätte es vielleicht auch andere Möglichkeiten gegeben, in der Antike Voraussetzungen für die Geschichte des Abendlandes zu schaffen.

Und selbst innerhalb der griechischen Geschichte könnte man, was Salamis angeht, überlegen, ob nicht eine persische Herrschaft über Griechenland auch nachträglich, durch einen Aufstand etwa, hätte gestürzt werden können, so daß sich dann den Griechen neue Spielräume erschlossen hätten.

Da jedoch all das, was hätte – oder nicht hätte – sein können, ungewiß ist, empfiehlt es sich, solche Überlegungen im Hintergrund zu belassen. Sie sind nur notwendig, um das, was sich weiter vorn, dichter nämlich an den tatsächlichen Abläufen feststellen läßt, zu relativieren.

Mit der Einschränkung also des »so wie die Dinge liefen« wird sich feststellen lassen, daß bei Salamis der Sonderweg, den die Griechen längst eingeschlagen hatten, approbiert wurde. Wo man sich in den östlichen Reichen auf Machtbildung großen Stils konzentriert hatte, hatten die Griechen in ihren kleinen, eher schwachen Städten vor allem besondere Formen des Lebens unter Gleichen herausgebildet. Hier nun erwies sich, daß sie nicht nur eine eigene Welt und nicht nur ein eigenes Selbstbewußtsein hatten, sondern daß sie sogar dem persischen Weltreich militärisch Paroli bieten konnten.

So etablierten sich in der Folge neben den Kontinentalreichen (samt den Fürstentümern in ihrem Umkreis) kleine Städte als mächtige Teilhaber der Weltpolitik. Nachdem sich alle Weltpolitik und alle Kultur viele Jahrhunderte lang in und zwischen den großen Reichen Ägyptens und des Vorderen Orients vollzogen hatte, wurde jetzt das Mittelmeer, das im Ganzen wie in seinen Teilen die griechischen Städte ebenso voneinander trennte, wie es sie verband, stark in diese Sphäre miteinbezogen. Wo das Land ständig dazu provoziert hatte, den eigenen Machtbereich zu vergrößern, war das Meer, mindestens zum größten Teil, ein neutrales, weithin nicht zu beherrschendes, zu eroberndes, zu umstreitendes Element. Und mit diesen Veränderungen gingen unendlich viele andere einher – auch wenn das so bald nicht klar wurde.

Was an »westlicher« Art längst angelegt war, bildete sich in der Folge stark und entschieden aus. Mit großen Spielräumen, in unerhörter Freiheit, selbst die Bedingungen des politischen Le-

bens zu gestalten; einer Freiheit, die – wie üblich – sowohl zum Guten wie zum Bösen genutzt werden konnte; und zwar je größer sie war, um so mehr. »Das Ich trat hervor, trat nieder«, heißt es bei Gottfried Benn. Aber es war ja viel mehr noch als das im Spiel. Kurz: Ost und West waren jetzt und fortan nicht mehr bloß verschiedene Himmelsrichtungen.

INDES, JE mehr vom Ausgang der Schlacht bei Salamis abgehängt haben soll, um so mehr stellt sich die Frage, ob er wirklich derart weitgehend zufällig gewesen ist. Geht so Weltgeschichte vor sich? Daß da ein Mann von ungewöhnlicher Begabung zur rechten Zeit am rechten Ort bereitstand, um jenen Plan zu entwerfen und durchzusetzen, nach dem dann tatsächlich so vieles verlief, kann kaum anders denn als Zufall verstanden werden. Und kann man es in irgendeinem, und sei es statistischen Sinne als wahrscheinlich ansehen, daß eine Stadt dazu disponiert war, ihm nicht nur im Krieg zu folgen, sondern zuvor schon größte Anstrengungen ins Werk zu setzen, um zu einer Militärmacht völlig neuen, ganz unkonventionellen Zuschnitts zu werden? Und war schließlich nicht die ganze Konstellation zufällig? Daß die Perser in einem Moment heranrückten, da die Spartaner noch so angesehen waren, daß ihnen die Führung mit allgemeiner Zustimmung anvertraut werden konnte, und die Athener schon so weit, daß sie die Vorformen demokratischer Ordnung ausgebildet hatten – was gewiß eine wesentliche Voraussetzung ihrer Politik und Rüstung sowie ihrer Bereitschaft zu so außerordentlichem Einsatz, bis hin zur Räumung von Stadt und Land, gewesen ist.

Oder will man annehmen, daß das, was letztlich den Sieg davontrug, mit einem Schlagwort gesagt: Europa, in Form einer geheimen Überlegenheit, einer Qualität, die es mit der Quantität der Perser hätte aufnehmen können, schon präsent war?

Die Griechen führten später ihre Tapferkeit als Erklärung an; aber waren sie den Persern darin wirklich so weit voraus? Herodot fand das nicht. Andere unterschieden in diesem Punkt zwischen den Persern und ihren Verbündeten. Und hätte den Griechen ihre Tapferkeit viel genützt, wenn die Bedingungen der Schlacht nicht so günstig gewesen wären? Offensichtlich war ihre Seekriegstaktik besser; vielleicht waren sie geschulter als die phö-

nizischen und jonischen Schiffsführer, vielleicht freier im Reagieren, besser auf eigene Entscheidungen vorbereitet, war auch die Führung im Ganzen bei ihnen souveräner und eher von sachgerechter Großzügigkeit als unter Xerxes. Aber war der Erfolg damit schon sicher?

Vielleicht lag ein Sinn in der griechischen Behauptung, wonach es nicht der Wille der Götter sei, daß Europa und Asien einem einzigen Herrn unterworfen seien. Denn das Perserreich mußte ja irgendwo an die Grenzen seiner Ausdehnung stoßen. Sieben Jahrzehnte war es alt, seine Könige hatten mit erstaunlicher Tatkraft in kürzester Zeit alle Reiche des Vorderen Orients erobert; das Medische wie das Neubabylonische, das Lydische wie das Ägyptische, und sie hatten nach Norden hin sogar weit über den Umkreis der bisherigen Politik ausgegriffen.

Noch nie hatte es dort ein so riesiges Imperium gegeben. Die Perserkönige hatten es umsichtig, großzügig und mit gutem Organisationsgeschick geordnet. Ihre Dynamik war noch frisch. Irgendwo aber mußte sie sich natürlich totlaufen. Und in Griechenland begegneten sie nicht nur sehr andern Menschen (und politischen Einheiten), sondern sie hatten auch noch Land und Meer gegen sich.

Allerdings, warum sollten sie, bei etwas glücklicherer Kriegführung, nicht trotzdem Erfolg haben? Und die unglückliche Strategie war mindestens zum Teil doch wohl durch den König Xerxes bedingt; selbst wenn er nicht ganz so verblendet, so eingenommen von der eigenen Übermacht gewesen wäre, unfähig, die Möglichkeiten der Griechen wahrzunehmen, wie die griechischen Quellen ihn schildern. Was bedeuten würde, daß der Zufall die persönliche Konstellation unter den Feldherrn gleich doppelt bestimmt hätte; zugunsten der Griechen wie zu Ungunsten der Perser.

Zufälle, also jene Konstellationen, in denen verschiedene Personen, Personengruppen oder auch in sich zusammenhängende Handlungsketten aufeinanderstoßen oder sich kreuzen, haben in der Geschichte ganz verschiedene Formen und Funktionen. Sie können, aufs Ganze einer Auseinandersetzung gesehen, relativ gleichgültig sein. Zwar gilt in ihnen Murphy's Law, wonach, was schiefgehen kann, schiefgeht. Mindestens muß man damit rechnen. Aber wenn die eine Seite dieser Auseinandersetzung so stark

ist, daß sie die andere auch bei vielen widrigen Umständen zu überwältigen imstande ist, können die Zufälle vernachlässigt werden.

So hat später Perikles den Peloponnesischen Krieg planen wollen: Athens Macht war so groß, daß ihm, auch wenn vieles Unvorhergesehene passierte, der Sieg sicher sein sollte. Und ähnlich können mächtige Prozesse historischen Wandels, die von unendlich vielen Impulsen angetrieben werden, eine gewisse Notwendigkeit annehmen, also durch vielerlei Zufälle hindurch sich relativ unbeirrt weiter vollziehen.

So konnten wechselreiche, stark von persönlichen Konstellationen bestimmte Kämpfe zwischen adligen Gruppen, wie sie im archaischen Griechentum so häufig stattfanden, zwar an der Oberfläche vieles verändern (und für viele Biographien tief einschneidend sein); ihre hauptsächliche Nachwirkung jedoch konnte einfach darin bestehen, daß sie das Aufkommen einer dritten Kraft, nämlich der Bauern, förderten. So mochte auch, was diese oder jene Philosophen »zufällig« erkannten, sich im Ganzen zu einer Geschichte des Denkens zusammenschließen, die sich vielleicht gar mit einer gewissen Folgerichtigkeit vollzog. All dies und Weiteres ergibt einen Prozeß innergriechischer Veränderung, der von seinen »zufälligen« Windungen wenig beeinflusst ist.

Allein, wenn ein solcher Prozeß insgesamt oder jedenfalls in seiner Richtung und seinen Konsequenzen in einem Ereignis auf dem Spiel steht, dann werden Konstellation und Ablauf enorm wichtig. Weil eben das Ereignis selbst entscheidend ist. Oder man müßte annehmen können, daß, wo nicht Themistokles, so jedenfalls ein anderer eine ganz ähnliche Rolle hätte spielen müssen. Was bei einer so umfassenden politischen und militärischen Leistung wohl schwierig würde. Oder man müßte mit einer sehr starken Superiorität griechischer Denk- und Kampfweise überhaupt rechnen, womit man fürs Erste zögert.

Wenn die Griechen also nach irgendwelchen dem Durchschnittsdenken der Zeit noch nicht durchschaubaren Kriterien den Persern überlegen gewesen sein sollten, so können sie dies doch wohl kaum in einem solchen Ausmaß gewesen sein, daß ihr Sieg sicher oder auch nur wahrscheinlich gewesen wäre.

Jedenfalls mußte jemand wie Themistokles zur Verfügung stehen, um (soweit es sich denn darum handelte) die Scheinwirk-

lichkeit der persischen Überlegenheit als Schein zu erkennen – und zugleich in der Undeutlichkeit der Machtverhältnisse die griechischen Vorteile als real auszumachen.

Und es mußte auch sonst noch einiges gutgehen. Denn wie soll der beste Plan funktionieren, wo so viel auf Wind und Strömung und auf die Zufälle des Aufeinandertreffens ankommt; wo die Umstände eines Augenblicks Stärken zu Schwächen und Schwächen zu Stärken machen können; wo so viel davon abhängt, daß die einen im rechten Moment vorpreschen, daß Gelegenheiten aus dem Stand heraus beherzt genutzt werden, während beim Gegner vielleicht geringe, aber an empfindlichen Stellen unterlaufende Unachtsamkeiten die Lage schwierig machen – bis sich dann alles zum Sieg der einen zu fügen scheint, falls jedenfalls die andern das Geschick nicht mehr wenden können?

WENN DER Sieg bei Salamis jedoch nicht einfach auf eine geheime Überlegenheit der Griechen zurückzuführen ist, so könnte er – samt seiner welthistorischen Bedeutung – doch mindestens insofern halbwegs sinnvoll sein, als es nicht nur das Feldherrn- und das Schlachtenglück waren, die ihn entschieden, sondern als in seine Voraussetzungen eine Reihe struktureller Vorteile der Griechen eingegangen sein könnten.

Ohnehin kann man doch wohl nicht annehmen, daß Themistokles' Klugheit, sein weit über alles Konventionelle hinausplanender Verstand nur durch die besondere Begabung eines einzigartigen Individuums samt dessen »zufälliger«, das heißt bloß biographischer Ausbildung bedingt war. Zwar wird ausdrücklich für ihn bezeugt, daß er keinen Lehrer in *politiciis* gehabt habe. Wozu auch? Damit ist aber noch nicht gesagt, daß Themistokles nicht, wie es nur natürlich ist, von Ansätzen, Gepflogenheiten des Denkens seines Volkes bestimmt gewesen wäre – und insbesondere: daß die gesellschaftlichen Positionen, die die griechische Polis-Welt eröffnete, ihm nicht besondere Perspektiven des Denkens erschlossen hätten.

Nicht, daß die Griechen unbedingt besser zu denken vermocht hätten als andere, und schon gar nicht, daß ein genetisches Erbe sie dazu befähigt hätte. Aber sie mußten einfach anders denken als andere. Es stellten sich ihnen ja auch grundlegend andere

Probleme, sie sahen sich andern Herausforderungen gegenüber, die sie veranlaßten, abstrakter zu denken, weiter über die gegebene Wirklichkeit hinaus. Sie hatten sich schon vor Themistokles in einem hochinteressanten Projekt niedergeschlagen.

Als nämlich die Jonier im Jahre 500 den Aufstand planten, hatte ihnen der Weise Hekataios schon eine Strategie entworfen, die auf den Bau einer Flotte und die Ausnutzung der maritimen Möglichkeiten zum Kampf gegen eine Landmacht gerichtet war. Sie hatten das freilich nicht verstanden. Zu sehr dachten sie nur an Einzelunternehmen zu Lande und zur See, wie sie das gewohnt waren, nicht an eine große umfassende Strategie. Sie bewegten sich noch ganz in der Wirklichkeit, die sie mit den Persern gemein hatten – und in der jene so unendlich viel stärker waren.

Doch sind die Erfahrungen aus diesem Krieg sicher unter den Griechen aufs lebhafteste diskutiert worden. Zwar lag die Lösung, zu der Themistokles dann kam, nicht unbedingt nahe, sonst hätte er sie ja auch nicht so mühsam – und erst nach langen Kämpfen – durchsetzen müssen. Aber sie war vorbereitet. Daß man sich also der vorgegebenen Wirklichkeit nicht einfach anheimgab; daß man nicht nur diese oder jene Verbesserung plante, sondern zugleich im Denken freier mit den Dingen umging; daß man nicht nur innerhalb der einzelnen Situation, wo es gar nicht mehr anders ging, aus der eigenen Unterlegenheit eine Stärke zu machen suchte, sondern in der Planung eines ganzen großen Feldzugs, Jahre im voraus, während noch Unterwerfung und Flucht möglich gewesen wären – war das vielleicht nur die, freilich geniale, Anwendung griechischen Denkens auf die Strategie? Sie hätte sich verbunden mit jener Entschiedenheit, mit der Themistokles auf die Richtigkeit seiner Erkenntnisse setzte.

Auch die Bereitschaft der attischen Bürgerschaft, sich von so weit über alles Gewohnte hinauszielenden Vorschlägen überzeugen zu lassen – sollte die ihre Gründe nur in den Zufälligkeiten eines wie immer entstandenen Bedürfnisses gehabt haben, nach Themistokles' Plänen wie der Ertrinkende nach dem Strohalm zu greifen? Könnte sie nicht ebenfalls aus griechischen Besonderheiten hervorgegangen sein; und vielleicht speziell aus athenischen? Allgemein aus der Gewöhnung, politischen Argumenten zuzuhören und zu folgen, sich auf rationale Lösungen zu verlassen, auch wenn sie kühn waren? Und im besonderen aus dem

Selbstbewußtsein der Stadt Athen, das ganz frisch entstanden war dank einer kühnen Reform, welche breiten Bürgerkreisen politische Mitsprache ermöglicht und die Stadt zugleich zu einer ganz ungewohnten Machtentfaltung geführt hatte? Es hatte sich ihnen daraus eine gewisse Waghalsigkeit, vielleicht gar eine Verantwortung für ganz Griechenland entwickelt. Später meinten sie, »mehr durch Verstand als durch Glück, mehr durch Verwegenheit als durch Macht« gesiegt zu haben.

Es bliebe dann zufällig, daß die Perser erst kamen, als das griechische Denken, als die Stadt Athen schon soweit gediehen war. Aber es wäre nicht ganz zufällig, wie die Griechen ihnen damals begegneten – obwohl nicht gleich ihre höchsten erreichbaren Möglichkeiten hier hätten aktualisiert werden müssen. So wäre der Schritt, den die Weltgeschichte bei Salamis tat, zwar keineswegs notwendig, im Gegenteil recht erstaunlich, aber doch sinnvoll; aus der griechischen Geschichte heraus. Nur – kann man damit wirklich rechnen?

Jedenfalls sollte man das nicht so ohne weiteres tun; sollte den Griechen nicht bereitwillig alles mögliche Großartige zutrauen, ohne sich vergewissert zu haben, wer sie überhaupt waren; wie es zu ihnen gekommen ist.

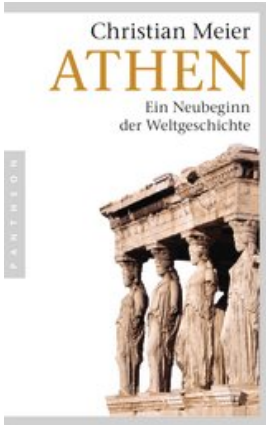
Zuvörderst aber stellt sich diese Frage für die Athener, von deren Rüstung, von deren Räumung Attikas, von deren Engagement der Sieg in erster Linie abgehängt hat und die damals zu jenem Abenteuer aufbrachen, durch das, wie sich im weiteren herausstellte, die Weltgeschichte einen neuen Anfang nahm.

WIR WISSEN nicht, wann die Athener ihren Sieg offiziell feierten; gleich nach ihrer ersten Heimkehr oder erst nach der Schlacht bei Platäa. Denn sie hatten im Frühjahr 479 ihr Land noch einmal verlassen müssen, da die persische Armee von ihrem Winterlager her wiederum gegen Attika heranrückte.

Bei der Siegesfeier soll der fünfzehnjährige Sophokles nackt und gesalbt mit der Lyra, einem Saiteninstrument, den Reigen eröffnet haben. Aischylos hatte mitgekämpft, Euripides soll in jenen Jahren geboren worden sein.

Als die Perser die Tempel auf der Akropolis zerstört hatten, war auch der Ölbaum niedergebrannt, der dort gestanden hatte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Christian Meier

Athen

Ein Neubeginn der Weltgeschichte

Paperback, Klappenbroschur, 720 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-55193-6

Pantheon

Erscheinungstermin: Oktober 2012

In Athen, einer kleinen Stadt an der Küste der Ägäis, zur Zeit von Perikles und Sokrates, zur Zeit der großen Tragödien und des Parthenon sammelten sich alle Möglichkeiten einer neuen, ohne Monarchen entstandenen Kultur und spitzten sich aufs Ungeheuerlichste zu. Die Weltgeschichte begann, den Weg nach Europa einzuschlagen. Christian Meier erzählt die Geschichte dieser Stadt, die der persischen Weltmacht Paroli bot, ein großes Seereich begründete und die erste Demokratie der Weltgeschichte hervorbrachte.